

Michael Kibler

LETZTER ATEM

Kriminalroman

societäts\verlag



Michael Kibler wurde 1963 in Heilbronn geboren und ist Darmstädter aus Leidenschaft. Er studierte an der Goethe-Universität Frankfurt, im Hauptfach Germanistik mit den Nebenfächern Filmwissenschaft und Psychologie. Nach dem Magister 1991 promovierte er 1998. Schreiben ist Passion seit mehr als der Hälfte seines Lebens, weshalb er seit 1991 als Texter, Schriftsteller und PR-Profi arbeitet. Schwerpunkt des Schriftstellers sind Krimis.

Der Umwelt zuliebe nicht in Folie verpackt.



1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten · Societäts-Verlag

© 2024 Frankfurter Societäts-Medien GmbH

Satz: Julia Desch, Societäts-Verlag

Umschlaggestaltung: Julia Desch, Societäts-Verlag

Umschlagabbildung: Statue: Michael Kibler;

Hintergrund: NatalyFox/Shutterstock

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-95542-484-8

Besuchen Sie uns im Internet:

www.societaets-verlag.de



Für die Verfechterin der Familienkutsche

LYDIA I

Deine Hand ist kalt. Nicht eiskalt. Aber eben schon zu lange zu kalt. Ich weiß das, denn ich habe deine Hand oft gehalten.

Und so tue ich es auch jetzt.

Seit drei Stunden.

Sie wollten mich schon aus dem Zimmer hinauskomplimentieren.

Es ist ein Arzt, der erlaubt, dass ich noch bei dir sitze. Aber auch das kann er nicht mehr lange vor der Belegschaft der Station vertreten. In ein paar Minuten werde ich dich verlassen müssen.

Ich fühle mich – gänzlich leer.

Was auch daran liegt, dass ich in den vergangenen Tagen und Wochen zu viel Kraft verbraucht habe.

Mit dir starb die Hoffnung darauf, dein Leben vielleicht doch noch um Jahre oder sogar Jahrzehnte zu verlängern. Keine Chance.

Seit einer Stunde habe ich nicht einmal mehr Tränen. Davor – ja, da ist diese Kraft buchstäblich aus mir herausgeflossen.

Wenn ich früher deine Hand gehalten habe, dann hieltest du in diesen Momenten auch die meine fest. Es ist wohl der fehlende Druck deiner Finger, stets sanft, aber doch deutlich spürbar, der mir zeigt, dass du nicht mehr da bist.

So viele Bilder fliegen durch meinen Kopf.

Von dir, als du klein warst.

Von deinem Papa.

Von uns dreien.

Es sind schöne Motive, und ich lasse sie zu.

Dann schleicht sich ein anderes Bild hinzu. Es ist, als ob jemand auf ein Foto, das dich, Papa und mich zeigt, noch

jemand anderen mit einem feinen Edding skizziert. Diese Striche passen so überhaupt nicht dazu. Und ich möchte, dass sie nicht gezeichnet werden. Aber in diesem Fall bin ich im Foto gefangen und kann es nicht verhindern. Wer auch immer sich hier als Karikaturist austobt – er trifft das Antlitz deines Bruders leider ziemlich gut, sodass ich ihn sofort erkenne.

Aber der hat auf diesem Bild nichts zu suchen.

Gar nichts.

Doch genauer betrachtet: Er ist ja auch schon tot. Du bist tot. Desgleichen dein Papa.

Ich bin die einzige Überlebende.

Doch überlebt zu haben scheint nur mein Körper.

Meine Seele, sie ist mit dir gestorben.

MONTAG, 3. JUNI

»Sie hat sich nicht umgebracht!«

Privatdetektiv Steffen Horndeich hatte den Satz nun zum fünften Mal gehört. Aber zum ersten Mal hatte sein Gegenüber dabei mit der Faust auf den Tisch gehauen. Nicht doll. Die Kaffeebecher waren nicht gehüpft. Aber er hatte seinen Standpunkt nun auch mit einer körperlichen Geste sehr deutlich gemacht.

Horndeich hatte immer noch nicht ganz verstanden, worum es seinem Gegenüber ging.

»Das müssen Sie mir glauben!«, fügte er nun noch an.

Horndeich liebte Serien, die er auf seinem großen Fernsehschirm anschauen konnte. Und, ja, er mochte auch Krimiserien, wenn sie nicht gar zu unbekümmert mit der Realität umgingen. Er hatte aber eine Top-10-Liste der Sätze, die ihn zusammenzucken ließen. »Das müssen Sie mir glauben!« nahm dabei unangefochten Platz eins ein. Dieser Satz war sowas von bescheuert und so etwas von irrelevant. Als ob der Polizist daraufhin sagen würde, »Okay, Sie haben mich überzeugt, ich glaube Ihnen«, aufstünde und ginge.

Horndeich hatte Jahrzehnte bei der Mordkommission in Darmstadt gearbeitet. Er hatte diesen Satz niemals aus dem Mund eines Verdächtigen gehört. Auch Verdächtige schienen ein feines Gespür dafür zu haben, welche Äußerungen sinnvoll waren und welche überflüssig.

Er hatte gerade die Bilderrahmen auf seinem Schreibtisch zurechtgerückt, als der Mann gegenüber geklingelt hatte. Viele Menschen stellten auf ihrem Schreibtisch das Familienbild auf. Papa, Mama, Kinder. Ja, ein solches Bild zierte auch seinen Schreibtisch. Und doch war es ihm wichtig, von jedem Mitglied

in seiner Familie ein einzelnes Foto dazu zu stellen: Sandra, seine Frau. Und die drei Kinder Stefanie, Alexander und Antje.

Das Antlitz des Mannes war parallel zum Läuten auf seinem Monitor erschienen: ein junger Mann. Woher hatte der die Adresse? Horndeich und seine Kollegin Jana Welzer waren erst seit zwei Wochen in diesem Domizil beheimatet. Die neuen Visitenkarten und auch die Briefbögen waren zwar bestellt, aber noch nicht gedruckt. Auf ihrer Website hatten sie die neue Adresse erst vor einer Woche eingetragen. Offensichtlich schien es zu funktionieren.

Unter dem Bild auf dem Monitor fanden sich ein paar Buttons, die per Maus angeklickt werden konnten. Einer war grün unterlegt und mit dem Begriff »Sprechen« beschriftet. Horndeich hatte auf den Button geklickt und gesagt: »Ja?«

»Guten Tag. Ich möchte zu Horndeich & Welzer.«

»Kommen Sie bitte in den ersten Stock«, hatte er erwidert und den Mauszeiger sogleich auf den nächsten Button geführt, der mit »Öffnen« beschriftet war. Natürlich konnte man all diese Funktionen auch an dem kleinen Kästchen im Vorraum des Treppenhauses ausführen, aber Tastatur und Maus am Schreibtisch waren definitiv bequemer.

Horndeichs Büro maß gut 20 Quadratmeter. Die Fenster gingen gen Westen und Süden – womit der Raum immer in helles Licht getaucht war. Der kleine Nachteil war: Wenn er in den Vorraum vor dem Treppenhaus gelangen wollte, musste er entweder durch den kleinen Archivraum gehen oder durch das Büro seiner Kollegin Jana Welzer. Da die im Moment nicht da war, ging er durch ihr Büro. Das war mit knapp 30 Quadratmetern noch großzügiger bemessen als sein eigenes.

Ja, es war eine Einschränkung, dass ihre Klienten nicht einfach im Erdgeschoss in einen Empfangsraum treten konnten.

Vielmehr mussten sie ein Treppenhaus emporsteigen, um im ersten Stock zu landen. Wie auch dieser junge Mann. Noch bevor er ihn begrüßt hatte, hatte Horndeich den Herrn taxiert. Ende 30, sehr gepflegt, teurer Anzug, vielleicht sogar maßgefertigt. Athletisch, mit ausgeprägtem Brustkorb, der auf Sport oder Bodybuilding schließen ließ. Siebentagebart. Aber ebenfalls sauber getrimmt. Durchgestrecktes Kreuz. Sehr buschige Augenbrauen, ausgeprägter Kehlkopf. »Herr Horndeich?«, hatte der noch Unbekannte gefragt. Die Stimme ein wenig hoch. Aufgrund der äußerlichen Erscheinung hatte Horndeich auf eine viel tiefere Stimme getippt.

»Ja, Steffen Horndeich«, hatte er gesagt und dem Mann die Hand gereicht.

Der hatte sie ergriffen. Schlabber-Handtuch. Horndeich hatte das Gefühl gehabt, wahrlich ein Handtuch zu drücken. Also – er hatte zgedrückt. Das Handtuch ließ sich zwar drücken, hatte aber den Druck nicht erwidert. Etwas, was Horndeich hasste. Er konnte nicht einmal genau sagen, weshalb.

»Ich brauche Ihre Hilfe«, hatte der Mann gesagt. Und seinen Namen hinzugefügt: »Ich heiße Magnus Weidt.«

Horndeich hatte ihn ins Dachgeschoss geführt, wo Jana und er den Empfangs- und Besprechungsraum eingerichtet hatten, mit zwei kleinen Erkern. Pittoresk. Einfach wunderbar.

Horndeich war mit seiner Kollegin Jana Welzer nun Mieter in der exklusiven Darmstädter Adresse Mathildenhöhweg 2, dem Haus Deiters. Es gehörte zum sogenannten Jugendstil-Ensemble, das 1901 erbaut worden war. Sieben weitere Häuser gehörten dazu. Entstanden waren die Gebäude im Rahmen der Jugendstil-Ausstellung des damaligen Großherzogs Ernst-Ludwig, der der Welt hatte zeigen wollen, dass Kunst und Alltag vereinbar waren – in schönen Häusern mit schönen Möbeln

und schönen Alltagsgegenständen, wie etwa dem Besteck. Das Haus Deiters war ein Mini-Schlösschen, erdacht von Josef Maria Olbrich, ein architektonisches Kleinod auf der Mathildenhöhe in Darmstadt.

Horndeich und Jana hatten im Turmzimmer nur einen sechseckigen Tisch aufgestellt, darum sechs Stühle. Auch eine Theke fand sich darin, darauf eine Kaffeemaschine. Die hatte Jana aus ihrem alten Büro mit in die Gemeinschaft gebracht. Jana Welzer war zuvor noch als Nachlasspflegerin aktiv gewesen. Doch sie hatte diesen Teil ihres Berufs aufgegeben, um nun mit Horndeich die gemeinsame Detektei zu betreiben.

Horndeich wies Herrn Weidt mit einer Geste einen Sitzplatz zu. Er setzte sich ihm nicht gegenüber, sondern an einen der Seitenränder.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte er.

Es gab Kollegen, die fuhren, bevor sie diesen Satz aussprachen, erst einmal einen Laptop hoch. Doch der stand dann wie ein kleiner Wall zwischen ihm und dem Klienten. Bei einem Erstgespräch wollte Horndeich von Computern nichts wissen, und eigentlich auch nicht von Notizheften und Ähnlichem. Bei einem Erstgespräch ging es immer nur darum, eben ein erstes Gespräch zu führen.

»Sie hat sich nicht umgebracht!«, hatte der Mann nun mehrfach gesagt. »Und das sollen Sie herausfinden und beweisen.«

»Kaffee?«, wollte Horndeich wissen.

Weidt nickte nur.

Horndeich bereitete den Sud zu, stellte einen Becher vor Weidt ab. Er selbst gab ein wenig Milch in seine Tasse, Weidt führte den Becher hingegen sofort zum Mund.

»Sie hat sich nicht umgebracht, das habe ich verstanden«, sagte Horndeich nun. »Aber ich habe noch nicht begriffen, wer

sich nicht umgebracht hat. Können Sie mir das noch einmal langsam und chronologisch berichten?«

Was er bislang verstanden hatte, war, dass die Frau von Weidt sich offensichtlich umgebracht hatte. Und dass Magnus Weidt das nicht akzeptieren konnte oder wollte.

Weidt sah Horndeich nun direkt an. Dann sagte er langsam, bedacht, Wort für Wort, Satz für Satz: »Ich kam nach Hause, vor zwei Wochen. Kam ins Wohnzimmer. Und da lag unser Sohn schreiend auf dem Boden. Er ist erst ein halbes Jahr alt. Und daneben lag meine Frau, Femke, auch auf dem Boden. Ein Pappschädelchen Dorimorzel daneben. Drei Blister, jeweils zehn Tabletten herausgedrückt. Aber sie hätte sich niemals umgebracht! Warum auch?«

»Haben Sie damals die Polizei gerufen?«

»Ja, selbstverständlich!«

»Und was hat die gesagt?«

»Die kamen angerauscht. Und auch ein Rechtsmediziner war dann tatsächlich vor Ort. Kam aus Frankfurt. Heinrich oder so ähnlich.«

»Dr. Martin Hinrich?«

»Ja, genauso hat er geheißen.«

»Und dann?«

»Na, sie haben meine Frau mitgenommen.«

»Und Ihr Sohn?« Horndeich schluckte, als er diese Frage aussprach. Denn er selbst war Vater von drei Kindern. Und bei allen drei Kindern hatte er die Phase Mein-Kind-ist-einhalb-Jahr-alt auch durchgestanden. Mit sehr wenig Schlaf. Mit viel, viel, viel Energie. Und das war noch nicht einmal die Hälfte der Energie, die seine Frau Sandra hatte aufbringen müssen.

»Mein Sohn? Den haben sie bei mir gelassen. Wo sonst?«

Die Frage war völlig irrelevant, aber sie ploppte aus Horndeichs Mund heraus, bevor der Denkprozess abgeschlossen war: »Wie geht es ihm?«

»Er ist okay. Meine Eltern helfen mir. Ron hat immer nur Femkes Brust akzeptiert. Fläschchen war ein absolutes No-Go. Drei Tage lang hatte er es verweigert. Dann hatte Ron wohl kapiert, dass es nur die Alternative gab: Fläschchen oder verhungern. Nachdem er das akzeptiert hatte, kehrte ein bisschen Ruhe ein.«

Was Horndeich inzwischen begriffen hatte, war, dass sich Femke Weidt offensichtlich mit Schlaftabletten umgebracht hatte. Was er noch nicht verstand, war, weshalb Magnus Weidt daran zweifelte. »Was hat die Rechtsmedizin denn zur Todesursache gesagt?«

Weidts Blick schien Horndeich durchdringen zu wollen: »Die haben gesagt, Femke sei an einer Überdosis Schlaftabletten gestorben. Aber das ist einfach nur Schwachsinn. Sie hat sich nicht umgebracht.«

Das hatte Horndeich ja inzwischen mehrfach gehört. Nun stellte er die Gegenfrage: »Wieso sind Sie sich so sicher, dass Ihre Frau sich nicht umgebracht hat?« Natürlich, diese Frage beherbergte keinerlei Diplomatie. Aber Diplomatie war auch nicht das entscheidende Kriterium, wenn es wirklich darum ging, einen vermeintlichen Selbstmord als Mord zu enttarnen. Denn darum ging es Magnus Weidt ja ganz offensichtlich.

»Herr Horndeich, meine Frau war eine Frau, die leben wollte. Die nichts anderes wollte als leben.«

Horndeich versuchte, sich in sein Gegenüber hineinzuversetzen. Der Säugling auf dem Boden. Seine tote Frau daneben. Die Tabletten. Alles eindeutig. Worin lag der Zweifel begründet?

»Gab es irgendwelche Zweifel am Selbstmord Ihrer Frau?«

»Nicht für die Polizei und nicht für die Rechtsmedizin.«

»Aber für Sie? Warum?« Auch diese letzte Frage war nicht diplomatisch.

»Herr Horndeich, meine Frau war etwas Besonderes. Ich weiß, das sagen, im Idealfall, alle Ehemänner von ihren Ehefrauen. Mir war es vom ersten Moment an klar, dass ich diese Frau liebe. Und ich glaube, das beruhte von Beginn an auf Gegenseitigkeit. Wir wussten beide genau, was wir wollten. Zusammen sein. Das Leben gemeinsam verbringen. Eine Hochzeit. Kinder. Und es hat zwar ein Weilchen gedauert, bis es geklappt hat, aber dann wurde sie schwanger. Und wir haben uns beide so auf das Kind gefreut. Wir haben uns noch mehr gefreut, als es endlich da war. Unser Ron. Das mag für Sie jetzt alles klingen wie die Klischees aus einem Pilcher-Film, aber wir beide waren von Anfang an vernarrt in unseren Jungen. Und dann soll sich meine Frau von einem Moment auf den anderen umbringen? Mit Schlaftabletten? Mein Gott, sie hatte ja nicht einmal Schlaftabletten. Wozu auch, sie hatte ja nicht einmal Schlafprobleme!«

Sie saß auf dem Balkon ihrer Wohnung im Lucasweg 13. Ostseite. Ihre Wohnung verfügte über den Luxus von zwei Balkonen. Dieser kleinere der beiden war von Stein umfasst, ein Originalbalkon des Gründerzeithauses.

Auf einem kleinen runden Tischen stand ein Becher mit Kaffee. Sie selbst saß auf einem Klappstuhl. Sie hatte keine gute Nacht gehabt. ›Keine gute Nacht‹ – dafür gab es eine eindeutige Definition: Sie hatte wieder von Benjamin Lorenz geträumt. Dem Mann, der sie seit über 20 Jahren geliebt hatte. Der Mann, der jahrelang um sie geworben hatte. Der Mann, mit dem sie tatsächlich ein halbes Jahr lang eine Beziehung geführt

hatte, ihm treu gewesen war, ja, endlich erkannt hatte, dass sie ihn auch liebte.

Denn Ben war gestorben. Am 10. Januar. Herzversagen. Sie hatten abends zusammen aneinandergekuschelt hier in ihrem Wohnzimmer auf der Couch gesessen, einen Film geschaut. »Und täglich grüßt das Murmeltier«, ein Film, den sie beide so geliebt hatten. Bens letzte Worte waren gewesen: »Mach mal auf Pause, ich muss auf die Toilette.« Er war aufgestanden, zwei Schritte gegangen, zusammengebrochen und nicht mehr aufgewacht.

Herzversagen.

Mit knapp über 40.

Sie hatte noch versucht, ihn zu reanimieren. Es war ihr nicht gelungen. Sie hatte auf eine Obduktion bestanden. Vier gebrochene Rippen, die Reanimation hätte also erfolgreich sein können. Aber außer den vier gebrochenen Rippen keine weiteren Krankheiten oder Einschränkungen. Sein Herz hatte einfach aufgehört zu schlagen.

Jana ertappte sich, wie ihr wieder Tränen die Wange herunterliefen. Trotz Sonne, trotz Sommer, trotz Wärme, trotz all dem, was anders war, als an jenem beschissenen Abend vor knapp einem halben Jahr.

Sie hätte bereits im Büro sein sollen. Vor knapp einem Jahr hatte sie ihr Büro aufgegeben. Es hatte sich im Souterrain des Hauses ihrer Eltern befunden, nicht weit entfernt von Horndiechs Haus, in dem er ebenfalls im Souterrain sein Büro als Privatdetektiv eingerichtet hatte. In diesem Büro hatte Jörn Großeimer, ein Freund von ihr, der sich auf Innenausbau spezialisiert hatte, unter einem alten Parkett einen riesigen Blutfleck entdeckt. Und dieser Blutfleck war eng mit ihrer eigenen Familiengeschichte verbunden gewesen.

Sie hatte das Büro danach aufgegeben und war zunächst für kurze Zeit bei Steffen Horndeich in dessen Detektei im Richard Wagner-Weg eingestiegen. Es war nicht leicht gewesen, für beide neue passende Räume zu finden. Jetzt residierten sie im Haus Deiters – einen schöneren Ort konnte man sich kaum vorstellen.

Nur war heute wieder einer jener Morgen gewesen, an denen sie es kaum aus dem Bett geschafft hatte. Sie wusste nicht, wie lange sie schon auf dem Balkon gesessen hatte. Aber der Kaffee war inzwischen kalt.

Jana hörte, wie ihr Handy klingelte. Sie musste es auf dem Tisch im Wohnzimmer liegen gelassen haben. Sie erhob sich, ging zurück in die Wohnung, nahm das Handy auf. Horndeich. Sie nahm das Gespräch an.

»Hallo Jana«, begrüßte sie Horndeich. »Bei mir sitzt ein Mann, der vielleicht unsere Hilfe braucht. Aber ich möchte, dass auch du seine Geschichtehörst. Das ist alles etwas – seltsam. Und es ist mir wichtig, deine Meinung dazu zu hören. Könntest du ins Büro kommen?«

Das schätzte sie an Horndeich. Kein Spruch: »Wo bleibst du denn?«

Im vergangenen halben Jahr hatte er die Detektei am Leben erhalten. Hatte viel gearbeitet. Hatte eigentlich den Großteil der Arbeit gemacht und sie nie kritisiert oder hinterfragt. Ja, im vergangenen halben Jahr hatten sie keine spektakulären Fälle zu lösen gehabt. Sie hatten ein paar Rahmenverträge mit Firmen. Das war gut, denn das sicherte das Grundeinkommen. Trugen Mitarbeiter USB-Sticks mit Firmeninformationen aus dem Haus? Gab es konspirative Treffen von Managern mit Personen von Konkurrenzunternehmen? Joggte der Rückengeschädigte trotz Krankmeldung sechs Kilometer durch den Wald? Es